

Paul M. Zulehner

Sozialauftrag der Kirche für die Alten

Um die alten Menschen hat sich die Seelsorge immer gekümmert. Vor allem wenn alte Menschen krank, gebrechlich wurden oder zum Sterben kamen, hatten sie reichlich pastorale Zuwendung: durch Krankenbesuche, durch die rituellen Tröstungen der Kirche. Die alte syrische Kirchenordnung bestellte für die kranken Alten sogar einen eigenen Diakon:

„(1) Der Platz der Priester und der Diakone soll hinter dem Presbyterium sein. Gleich bei der Kirche soll ein Hospiz sein, wo der Erzdiakon die Fremden empfängt.

(8) Wie es recht und passend ist, geht der Priester zusammen mit dem Diakon in die Häuser der Kranken und besucht sie. Er überlegt sich, was er ihnen Passendes und Nützlich sagen kann, besonders den Gläubigen.

(10) Der Diakon tut und teilt nur das mit, was der Bischof ihm aufträgt. Er ist Ratgeber des ganzen Klerus und so etwas wie das Sinnbild der ganzen Kirche. Er pflegt die Kranken, kümmert sich um die Fremden, ist der Helfer der Witwen. Väterlich nimmt er sich der Waisen an, und er geht in den Häusern der Armen aus und ein, um festzustellen, ob es niemand gibt, der in Angst, Krankheit oder Not geraten ist...

(12) Wenn der Diakon in einer Stadt tätig ist, die am Meere liegt, so soll er sorgsam das Ufer absuchen, ob nicht die Leiche eines Schiffbrüchigen ange schwemmt worden ist. Er soll sie bekleiden und bestatten. In der Unterkunft der Fremden soll er sich erkundigen, ob es dort nicht Kranke, Arme oder Ver storbene gibt, und er wird es der Gemeinde mitteilen, daß sie für jeden tut, was nötig ist. Die Gelähmten und die Kranken wird er baden, damit sie in ihrer Krankheit ein wenig aufatmen können. Allen wird er über die Gemeinde zukommen lassen, was not tut.

(14) Der Diakon wird in allem wie das Auge der Kirche sein; er wird sich Mühe geben, ein Vorbild der Frömmigkeit zu sein.“¹

So gibt es etwas Durchgängiges in der seelsorglichen Zuwendung der Kirche zu den alten Menschen. Dazu kommt, daß das Altwerden in unseren modernen Gesellschaften unter anderen Bedingungen geschieht. Es gibt nicht mehr die Alten, sondern verschiedene Gruppen von ihnen. Die Lebenserwartung ist beträchtlich gestiegen. Altwerden und Krankheit sind in den einzelnen Lebensabschnitten des Altwerdens nicht mehr so eng gekoppelt, wie dies vielleicht früher der Fall war. Auch ist die Rolle der Alten in der Gesellschaft verändert. Auch die moderne Altersforschung, die Gerontologie, hat für die Altenpastoral neue Impulse gesetzt, die in den letzten Jahren kirchlicherseits zögerlich, aber doch aufgegriffen wurden.² Die Kirchen zäh-

¹ Zerfaß R: Wenn Gott aufscheint in unseren Taten, in: Zulehner P.M.: Das Gottesgerücht. Bausteine für eine Kirche der Zukunft, Düsseldorf 61987, 95f.

² Brower H.J.: Neue Wege in der Altenpastoral, Wien 1971. – Bolech P.: Altenpastoral in Gegenwart und Zukunft. Beiträge zur Altenpastoral, Wien 1974. – Becker K. F.: Emanzipation des Alters. Ein Ratgeber für die kirchliche Altenarbeit, Gütersloh 1975. – Schmauch Jochen: Handbuch kirchlicher Altenarbeit, Mainz 1978. – Koch-Staube U.: Gemeinarbeit mit alten Menschen. Überlegungen und Versuche zur Arbeit mit Gruppen, Zürich-Köln 1979. – **Blasberg-Kuhnke M.: Gerontologie und Praktische Theologie. Studien zu einer Neuorientierung der Altenpastoral, Düsseldorf 1985.** – Joss-Dubach B.: Das Alter – eine Herausforderung für die Kirche. Ein theologischer Bei-

len in ihren Gemeinden und in der von ihnen organisierten Caritas zu den professionellen Institutionen zu Gunsten älter werdender Menschen. Aus den vielen Aufgaben, die sich stellen, greife ich im Folgenden einige wenige heraus, die mir aber zentral erscheinen und die auch noch pastoraltheologisch eine Verstärkung verdienen.

1. Lebenskompetenz stärken

Je länger das Altern dauert, umso mehr Möglichkeiten haben alternde Menschen, ihr Leben aktiv selbst zu organisieren. Daher ist es eines der Hauptziele zu erreichen, daß möglichst viele der Alten ihr Leben selbst in der Hand behalten und dazu auch die Kompetenzen erwerben. Dies kann vielfältig geschehen. Die beste Voraussetzung fürs kreative Altwerden ist ein intensives buntes Leben davor:

„Entscheidend dafür, wie jemand im engeren Sinn seelisch mit der Tatsache des Alterns fertig wird, ist sein bisheriges Leben. Wer nie jung war, will nie alt werden. Es müssen alle Phasen der Entwicklung und des Erwachsenenstadiums in der ihnen eigenen Thematik voll durchlebt sein, ehe die innere Bereitschaft besteht, die Phase des Alterns zu akzeptieren.“³

Eine weitere Voraussetzung ist, schon in jüngeren Jahren auf die Erhaltung der Gesundheit zu achten, „beweglich“ zu bleiben, körperlich wie geistig. Es braucht dazu auch Räume für die Selbstorganisation aktiver Alter. Die Kirchen können in ihren Gemeinden Orte sein, wo ältere Menschen aktive Netzwerke bilden. Noch mehr: ältere Menschen werden morgen mehr als heute sich ehrenamtlich an gemeindlichen Aktivitäten beteiligen. Warum sollte die Kirche nicht auch überlegen, Menschen, die aus dem Erwerbsleben (womöglich früher als üblich) aussteigen (müssen), auf das priesterliche Amt in pfarrerlosen Gemeinden vorzubereiten. Viele solche „Ruheständler“ haben enorme soziale und spirituelle Kompetenzen ein Leben lang erworben und könnten dieses nunmehr gemeinwohlnützlich ausspielen.

Zur Stärkung der Lebenskompetenz in fortschreitendem Alter zählt auch die Mehrung der religiös-spirituellen Kräfte in der Person. Die Gerontologie läßt gar keinen Zweifel daran, daß religiös vernetzte Menschen erheblich bessere Chancen haben, glücklich und auch gesund zu altern. Zu den Vorteilen religiöser Menschen zählen u.a.: Religiosität fördert die Lebensqualität nachhaltig, sie verleiht dem Leben Sinn, läßt den Gedanken an den Tod bewältigen, hilft mit Verlusten und Kummer im Dasein besser umzugehen. Nach verschiedenen Studien sind religiöse Alte im Vergleich zu wenig religiösen Alten hoffnungsvoller und optimistischer, sie besitzen einen größeren Selbstwert, kontrollieren das Leben besser, fühlen sich nicht so einsam und unglücklich, leiden weniger unter depressiven Krankheiten, bewältigen Stress besser. Die Kernfrage kann daher nur lauten: Wie kann der Glaube im Alter gefördert werden? Und das, wenn er vielleicht ein Leben lang vernachlässigt worden ist?

Immerhin raten Gerontologen, daß die Alten und jene, die mit ihnen arbeiten, die

trag zur Auseinandersetzung mit den Fragen des dritten und vierten Lebensabschnitts, Zürich 1987. – Hungs F.-J.: Das Alter – Ein Weg zu Gott? Orientierungen für die Altenpastoral, Frankfurt 1988. – Müller J. u.a.: Pastorale Begleitung im Alter, München 1994. (Bd 1: Alter als Chance. Grundlegung einer Pastoralgerontologie. Bd 2: Neue Lebensdimensionen entdecken. Religiosität und Glaube). – Auer A.: Gegücktes Altern. Eine theologisch-ethische Ermutigung, Freiburg 1995. Hirsch Brundheide: Miteinander statt gegeneinander. Der alte Mensch in der modernen Gesellschaft – wie eine zeitgemäße Altenpastoral dazu beitragen kann, den drohenden Generationenkonflikt zu entschärfen, Diplomarbeit Wien 1998.

³ Brunner A.: Altern, in: Handbuch der Pastoraltheologie – Lexikon, Freiburg 1972, 16.

religiöse Seins- und Erlebnisdimension stärker beachten („anreichern“). Dazu schlagen sie im einzelnen vor, die Alten ausdrücklich aufzufordern, über ihren Glauben zu sprechen, sich über dessen Bedeutung für das Leben bewußter zu werden und die Nähe zu anderen zu suchen.⁴

Es ist beachtlich, daß Menschen in fortschreitenden Jahren daraus auch eigenständig Konsequenzen ziehen. Eine Studie in der Diözese Gurk-Klagenfurt⁵ belegt beispielsweise, daß es gerade ältere Menschen sind, die sich wieder einer christlichen Kirche zuwenden, um ihr Leben „in Ordnung“ zu bringen, also abzuklären, ihm Richtung zu geben. In der letzten, nach Erik Erikson achten Lebensstufe fällt die Entscheidung zwischen Integrität des Lebens oder von Ekel gezeichnete Verzweiflung, das Leben also als Ganzes annehmen zu können oder es als vertan zu erleben. Setzt sich das Gefühl von Verzweiflung durch („das Leben ist vertan“, „ver säumt“), dann wird der Tod zum unerbittlichen Henker, der dem ungelebten Leben ein Ende setzt. Damit mißlingt aber auch die letzte Zustimmung zum Leben trotz Scheitern und Schuld, trotz Fragmentarischem und Endlichen, eine Zustimmung, welche die wahre Weisheit von Alten ausmacht.⁶ Religion kann in diesem Zwiespalt zwischen Verzweiflung und Integrität Akzeptanz und Vergebung erschließen, so Cicely Saunders in langjährigen Erfahrungen in der Hospizarbeit auch mit wenig religiösen Menschen.⁷ Diese Erfahrung steht in Verbindung damit, daß Menschen ein Leben lang Beziehungen aufnehmen, und darin letztlich die Beziehung zu Gott suchen. Aus dem Wissen um ein Ewiges, so Romano Guardini⁸, kann die Lösung vom Leben gelingen. Alternde können dem Tod ohne Angst entgegen schauen, weil dem Glaubenden der Tod Leben in Erfüllung und Vollendung ist.

So kann der heranalternde Mensch das eigene Leben als Ganzheit vor sich bringen.⁹ Biographische Selbstvergewisserung geschieht. Es wird möglich, die eigene Lebensgeschichte als Glaubensgeschichte zu begreifen.

2. Daheim sterben

Zu den kommenden Herausforderungen rund um das Älterwerden zumal der Hochbetagten zählt immer mehr, wie und wo sie sterben werden. „Selbst in reichen Gesellschaften kann morgen jeder von uns überflüssig werden. Wohin mit ihm?“¹⁰ Dieser markante Satz des großen deutschen Essayisten Hans Magnus Enzensberger macht im Sinn eines worst-case-thinkings auf eine bedrohliche untergründige Entwicklung gerade in modernen Gesellschaften aufmerksam. Menschen können „überflüssig werden“ und geraten dann in die Gefahr der sozialen Ent-Sorgung.

⁴ Religion: Jungbrunnen für Senioren? Studien belegen, wie der Glauben die Lebensqualität älterer Menschen beeinflußt, in: Psychologie heute Juni 1997, 27.

⁵ Zulehner P.M.: Wiedereintritte. Sozioreligiöse Mobilität am Beispiel der Diözese Gurk von 1950 bis 1994, AfkSDossier12, Wien 1997.

⁶ Erikson E.H.: Identität und Lebenszyklus, Frankfurt ¹¹1989, 7.

⁷ Saunders C.: Brücke in eine andere Welt. Was hinter der Hospizidee steht, hg. v. C. Hörl, Freiburg 1999, 102ff.

⁸ Guardini R.: Die Lebensalter, Die Lebensalter: ihre ethische und pädagogische Bedeutung, Würzburg 1953.

⁹ Rahner K.: Zum theologischen und anthropologischen Grundverständnis des Alters, in: Schriften zur Theologie 15, Einsiedeln 1983 318.

¹⁰ Enzensberger H.M.: Die Große Wanderung: 33 Markierungen; mit einer Fußnote „Über einige Besonderheiten bei der Menschenjagd“, Frankfurt ⁴1992.

Überflüssig zu werden drohen jene Menschen, die den Topkritierien unserer Gesellschaft nicht entsprechen. Sie arbeiten nicht, kaufen nicht, sie erleben nicht. Also passen sie nicht in die Arbeitsgesellschaft, Konsumgesellschaft, Erlebnisgesellschaft. Stellt man Spots auf und leuchtet die Menschen moderner Gesellschaften ab, entdeckt man leicht, daß immer mehr Personen und Personengruppen in den Sog des Überflüssigwerdens geraten: Kinder, die stören; Behinderte, denen das Lebensrecht neuestens auch wissenschaftlich¹¹ abgesprochen wird; Arbeitsplatzlose – in Europa werden zur Zeit zwanzig Millionen arbeitsfähiger und arbeitswilliger Menschen, vor allem Frauen, Ältere, Ausländer in bleibende Arbeitslosigkeit „entsorgt“ und durch einen Armutslohn ruhiggestellt.¹²

Von Entsorgung bedroht sind nicht zuletzt Sterbende. Die zunehmend kapitalintensive Medizin können wir uns alsbald nicht mehr für alle leisten. Die letzten Lebenswochen aber gehören zu den teuersten. Die Versuchung wächst, sie einzusparen. Das Rezept dafür kann „Liberalisierung der Euthanasie“ heißen: nicht nur im Namen der Freiheit, nicht nur um dem bewußten Sterben zu entgehen, sondern auch um knapp werdende finanzielle Mittel einzusparen. Der Europarat empfiehlt daher, Abtreibung und Euthanasie zu „liberalisieren“.

Gegen diesen Entsorgungssog hilft nicht moralische Entrüstung. Zielführend ist allein die Entwicklung einer menschenwürdigen Alternative. Der Entsorgungskultur ist eine Solidarkultur entgegenzustellen. Eine solche solidarische Gegenkultur gegen die „Ent-Sorgung Überflüssiger“ lebt aber von gastfreundlicher Solidarität in Personen sowie von solidaritätsförderlichen Strukturen. Christen und ihre Kirchen haben gelernt, sich als solidarische Gegenkraft gegen die drohende Entsorgungskultur zu begreifen, und zwar nicht nur mittels ethischer Appelle, sondern durch die Entwicklung modellhafter Alternativen, die nicht unbedingt auf dem eigenen Boden gewachsen sein müssen, für deren Verbreitung sie sich aber mit all ihren Kräften, vor allem durch die Ordensgemeinschaften und die Caritas einsetzt.

Als sich 1989 Europas katholische Bischöfe zu einem Symposium über „Geburt und Tod als Herausforderung der Evangelisierung“ in Rom getroffen hatten, waren herausragende Fachleute der human- und sozialwissenschaftlichen Forschung eingeladen. Die Bischöfe hörten diesen Fachleuten zu, lernten von ihnen, bevor sie deren Ergebnisse aus der Perspektive des Evangeliums ansahen und deuteten sowie Konsequenzen für die Arbeit der Kirchen in Europa ableiteten.

Eine Reihe von folgenreichen gesellschaftlichen Veränderungen beeinflussen das Leben aller Menschen. Dabei konnte bereits gelernt werden, daß es in vielen Fragen der Humanisierung des Lebens nicht nur auf den guten Willen und auf die Erneuerung des Bewußtseins der Menschen ankommt – das gewiß auch –, sondern auch auf die Veränderung der soziokulturellen Strukturen. Am Beispiel von Tod und Trauer waren die Stichworte solcher tiefgehender struktureller Veränderungen in den letzten Jahrzehnten: die Enthäuslichung des Sterbens, die sich der Entwicklung der Hochleistungsmedizin verdankt. An dieser Enthäuslichung des Sterbens wirkt auch die Frauenentwicklung mit, die zudem keine gegenläufige Männerentwicklung kennt: Frauen haben sich über gute Bildung und Ausbildung die Möglichkeit errungen, außerhäuslicher Erwerbsarbeit nachzugehen; sie nehmen diese Möglichkeit auch wahr. Damit vermindert sich die Zahl jener Frauen, die bislang für die Pflege Alter, Kranker und Sterbender „daheim“ verantwortlich waren. Auf diese Weise schrumpfen die familialen Solidarnetze. Verloren geht aber auch (durch schlichte

¹¹ Man nehme nur die Arbeiten des australischen Bioethikers Peter Singer.

¹² Mehr dazu: Zulehner P. M., Denz H., Talós E., Pelinka A.: Solidarität. Option für die Modernisierungsverlierer, Innsbruck 1997. - Zulehner P. M.: Kirchenenttäuschungen. Ein Plädoyer für Freiheit, Solidarität und einen offenen Himmel, Wien 1998.

Entwöhnung) die in früheren Kulturen weit ins Volk hinein verbreitete selbstverständliche Pflege- und Sterbekompetenz. Die Fachleute beobachteten aber auch als zeitgenössische produktive Gegenbewegung gegen diese Enthäuslichung des Sterbens die Verhäuslichung des Sterbens: Sterben „daheim“ werde, so die anwesenden Sozialwissenschaftler, von großen Mehrheiten der Menschen in modernen Ländern gewünscht (vergleiche TABELLE 1). Eine neue Kultur der Begleitung der Sterbenden habe sich entwickelt. Überlastete Familien erhielten angemessene Unterstützung. Eine neue Pflegekompetenz verbreitet sich über die engen Grenzen der hochprofessionalisierten Krankenhäuser und Pflegeheime hinaus. Hoffnung mache auch eine neue Männerentwicklung: Männer wenden sich jetzt nicht mehr nur Kindern zu, sondern auch den Alten, Kranken, und Sterbenden daheim.

TABELLE 1: Sterbebilder in Österreich

Zustimmung (1+2/5)	Ö90
Mein größter Wunsch ist es, einmal sterben zu können, ohne Schmerzen erleiden zu müssen.	81%
Es begrüßten den Vorschlag, Hospize zu errichten.	79%
Der Gedanke an ein erfülltes Leben kann mir den Tod leichter machen	62%
Ich habe den dringlichen Wunsch, einmal im Kreise meiner Angehörigen sterben zu können. ¹³	56%
Wenn ich einmal sterben muß, möchte ich mein Sterben bewußt erleben, weil es ein Teil meines Lebens ist.	35%

Quelle: Religion im Leben der Österreicher 1970-1990¹⁴

Europas Bischöfe sahen sich durch solche gediegene Analysen zeitgenössischer Entwicklung veranlaßt, für die Praxis der Kirche (und damit indirekt auch für die modernen Gesellschaften selbst) neue Standards zu formulieren. Martini, damals Vorsitzender der bischöflichen Versammlung, unterstützte die Debatten für einen neuen Generationenvertrag: „So, wie die Eltern ihre Kinder zur Welt bringen, werden künftig die Kinder ihre Eltern aus der Welt begleiten.“¹⁵ Und für die Kirchen verspricht er – was inzwischen vielfältig eingelöst worden ist: „Wir werden uns am Bemühen beteiligen, daß immer mehr Menschen dort sterben können, wo sie auch gelebt haben... Wir begrüßen es außerordentlich, daß es in manchen Ortskirchen bereits Hospize, Raststätten für Sterbende gibt, wo auch die Angehörigen ohne zeitliche Beschränkung anwesend sein und vor allem fähiger werden können, ihre sterbenden Angehörigen zu begleiten... Nicht zuletzt werden wir uns künftig darum bemühen, über vielfältige Bildungsvorgänge möglichst viele Bürger zu gewinnen, ihre Fähigkeit zu entwickeln, zu Hause ihre Angehörigen in Krankheit und Sterben zu begleiten.“ Die Bischöfe scheuen sich nicht, schließlich darauf hinzuweisen, daß eine solche Humanisierung des Sterbens eine ökonomische Seite hat. Die Angehörigen müßten beruflich freigestellt und finanziell entlastet werden. „Bei solchen Diskussionen wird sich zeigen, welchen Wert wir der Würde des menschlichen Sterbens beimessen. Sind wir wirklich überzeugt, daß die Menschlichkeit des Lebens und des Sterbens es wert ist, auch teuer bezahlt zu werden, und zwar mit finanziellen Op-

¹³ Aigner E.: Sterben im Krankenhaus, in: Sterben - Tod- Trauer. Vom Umgang mit dem Unvermeidlichen, hg. v. Ziegler u.a., Linz, 1988 zeigt für die ehemalige BRD: 92% möchten zu Hause sterben, tatsächlich aber sterben 60-80% im Krankenhaus, der Rest in Alters- und Pflegeheimen und nur ganz wenige zu Hause.

¹⁴ Zulehner P.M., Denz H.: Vom Untertan zum Freiheitskünstler, Wien 1991.

¹⁵ Umgang des heutigen Menschen mit Geburt und Tod. VII. Symposium der europäischen Bischöfe in Rom 1989 (zitiert nach Stimmen der Weltkirche 29, hg. vom Sekretariat der deutschen Bischofskonferenz, Bonn 1990, 94).

fern von seiten allen?"¹⁶

Wenn die Gesellschaft diesen solidarischen und damit humanen Weg einschlägt, werden auf die Familien hohe Leistungen zukommen. Allein werden sie aber im derzeitigen Zustand diese Aufgaben nicht erfüllen können. Werden auch Christengemeinden unterstützende Dienste entwickeln, Angehörige entlasten? Ansätze dafür gibt es viele.

Die Frage nach einer künftigen Sterbekultur ist freilich nicht nur jene des Ortes, sondern auch der Art. Heute stehen zwei große Entwürfe nebeneinander. Die einen wollen das Sterben verdrängen: Es soll etwas nach dem Ende des Lebens sein. Die anderen wollen hingegen das Sterben vollbringen: Dann ist es ein Teil des Lebens, seine Vollendung. Wo Leben als erfüllt und geglückt erlebt wird, kann sich ein Mensch auch einem bewußten Sterben stellen, und wünscht dann auch eher, im Kreis der eigenen Angehörigen zu sterben (vergleich TABELLE 2).

TABELLE 2: War das Leben erfüllt, kann das Sterben eher (daheim) bewußt vollbracht werden

	daheim	bewußt	schmerzfrei
sehr erfüllt	69%	47%	89%
erfüllt	63%	37%	87%
mittel	47%	26%	80%
wenig erfüllt	41%	23%	73%
gar nicht erfüllt	32%	20%	79%

Quelle: Religion im Leben der Österreicher 1970-1990¹⁷

Diese Sterbensart gesellschaftlich zu fördern und die räumlichen, pflegerischen wie medizinischen (palliativen) Voraussetzungen zu schaffen, hat sich die inzwischen weltweite Hospizbewegung verschrieben, die von der Christin Cicely Saunders begründet wurde und von den Kirchen kräftig mitgetragen wird.

3. Die morgen niemanden haben

Nach wie vor bilden Familien den institutionellen Rahmen für ein dichtes Netz generationenübergreifender Beziehungen.¹⁸ 80% der 40-44jährigen haben zumindest einen lebenden Elternteil. 75% der über 60jährigen haben zumindest ein lebendes Kind, 60 zumindest ein Enkelkind.¹⁹

58% der Kinder oder Enkelkinder leben in „Ruf- und Reichweite“: 25% im eigenen Haushalt des alten Menschen, 10% im Haus, 12% in direkter Wohnumgebung, 11% in näherer Wohnumgebung (mit maximal 30 Minuten Autofahrt). Die Kontakthäu-

¹⁶ AaO.

¹⁷ Zulehner P.M., Denz H.: Vom Untertan zum Freiheitskünstler, Wien 1991.

¹⁸ Bengton V. u.a.: Paradoxes of Families and Aging. In: Binstock R. u.a. (Hg.), Handbook of Aging and the Social Sciences, San Diego 1995.

¹⁹ Kytir J.: Familiennetzwerke und familiare Lebensformen älterer Menschen: ausgewählte Aspekte für Österreich. In: Ehmer J. u.a. (Hg.), Alter und Generationenbeziehungen in Österreich und Deutschland. Historische und sozialwissenschaftliche Perspektiven, Wien 1998.

figkeit ist dicht: 55% der Alten treffen die Jungen täglich, 20% einmal pro Woche, das sind zusammen 75%.

Es sind aber heute schon immer 42%, bei denen die Kinder oder Enkelkinder weiter entfernt leben, keine Kinder haben oder diese unbekannt sind.²⁰ Dieser Anteil der kinderlosen Alten wird in den nächsten Jahren weiter wachsen, weil immer mehr Menschen keine Kinder zeugen oder zur Welt bringen werden.

Das schafft eine neuartige Situation in vielfältiger Hinsicht. Alte leben davon, mit der nachwachsenden Generation in einer wechselseitigen Beziehung zu leben. Die Jungen erbringen gegenüber den Alten Dienstleistungen, führen den Haushalt, pflegen. Letztes tun vor allem die Töchter und Schwiegertöchter. Die Pflege der Alten und Sterbenden daheim ist weiblich. Aber der Strom der Hilfe geht auch in die andere Richtung. Die Alten betreuen Enkelkinder, übernehmen Pflegeleistungen, zur Zeit hinzu schenken sie der nachwachsenden Generation beträchtlich viel Geld.

Dieses System gerät bei immer mehr ins Wanken. Die Frauen verbinden Erwerbsarbeit mit der Familienarbeit, sind daher immer häufiger heillos überlastet, wenn sie zu den Kindern auch noch die Alten betreuen sollen. Männer helfen da immer noch wenig. Die Alten haben aber immer häufiger niemanden, dem sie Zuwendung und Geld schenken können. Die Lage der kinderlosen Alten wird eine der großen Zukunftsherausforderungen werden.

Es wird neue Netzwerke brauchen. Christengemeinden können alleinlebende Alte, darunter wieder viele Frauen, die in städtischen „Altenschließfächern“ allein leben und nicht selten unbemerkt sterben, vernetzen. Es könnte aber auch passieren, daß Alte „Kinder“ gleichsam „adoptieren“. Ein nicht mehr an Blutsbande geknüpfter Generationenvertrag könnte geschlossen werden, zum Wohl und Vorteil beider Seiten.

Die Alten und die Gewalt

Ein tabuisiertes Thema in unserer Gesellschaft ist jenes der Gewalt. Diese hat viele Gesichter: Gewalt von Männern gegen Frauen und Kinder. Gewalt der Männer untereinander. Es gibt aber auch viel dunkle Gewalt zwischen den Generationen, den Alten und den Jungen.

Diese Gewalt ist keineswegs einbahnig. Senioren setzen ihre Gewalt ein, wenn es um Wohnrechte oder Erbschaften geht. Umgekehrt gibt es viele Gewaltvorgänge gegen Alte: Vernachlässigung, unterlassene Hilfeleistung, Einsperren, Anbinden, Schlagen, Beschimpfung, Erpressung (finanzielle Ausbeutung).

40% der "Täter" sind Familienangehörige. Hinter dem "Täter" stehen aber oft komplizierte, krankmachende und über Jahre gewachsene Verhältnisse, die in der Form von Gewalt sich zeigen.

Der Ort der Gewalt sind nicht nur Pflegeheime, sondern auch die vielen Pflegepatientinnen und -patienten in den Privathaushalten. In der Bundesrepublik Deutschland waren es 1998 1,8 Millionen, bis 2030 wird eine Erhöhung auf 2 Millionen erwartet.

Ursachen für solche familiäre Gewalt gegen (pflegebedürftige) Alte sind oft (psychische und finanzielle) Überlastung, aus "falscher Scham" Hilfe nicht in Anspruch genommen.

Die Aussicht auf Pflegegeld muß hier keineswegs gleich eine Abhilfe schaffen, sondern kann zunächst sogar noch mehr überfordern und damit Gewalt freisetzen.

²⁰ AaO.

Der Weg zum Ziel der Gewaltminderung läßt sich benennen: Vonnöten ist Kontrolle von außen, die aber die Pflegebeziehung nicht beschädigen darf. Zur erforderlichen Gewaltprävention sind häusliche und ambulante Altenpflege herausgefordert. Auch die Hausärzte müssen für das Thema der latenten Gewalt an Alten sensibilisiert werden.

Der Bonner Gerontologe Rudolf Hirsch hat die Aktion "Handeln statt Mißbrauch" ins Leben gerufen. Dabei stützte er sich auf seine 1998 durchgeführte Studie in Bonn. Er hat bei 6760 Senioren über 60 befragt.²¹

Die Kirchen können hier Bewußtsein bilden. Das Thema muß in der kirchlichen Erwachsenenbildung wie auch in den Predigten thematisiert werden. Seelsorgerinnen und Seelsorger, die (hoffentlich: siehe Syrische Kirchenordnung) in die Häuser der Alten und Kranken gehen, können auch hier das „Auge der Kirche“ sein.

²¹ Einen Bericht darüber brachte die KNA vom 11.3.98.